



Elisabeth Sirani.

Aus dem Englischen.



Elisabeth, Elisabeth, ich habe etliche Stifte und Farben verloren; komm, mein Kind, hilf mir suchen! Den ganzen Tag sitzt du müßig in der Ecke dort, anstatt für deine kleinen Geschwister zu sorgen. Höre nur, Barbara weint, und die kleine Anna ebenfalls, und ich kann meine Stifte nicht finden, und doch wartet Signor Montenegro mit Ungeduld auf das Bild. Ich werde es niemals fertig bekommen!“ —

Der Sprecher war einer der berühmtesten Maler von Bologna. Ungeduldig suchte er nach den verlorenen Sachen, warf Pinsel, Paletten und Farben durcheinander und befahl dann seiner Tochter wieder, ihm suchen zu helfen. Diese verließ die sonnige Fensterbank, wo sie gesessen hatte, und indem sie ihren Vater mit sanfter Stimme und liebevollen Worten beruhigte, gab sie ihm die Stifte, welche er brauchte, machte seine Palette fertig und blieb dann hinter ihm stehen, während er seine Arbeit fortsetzte.

Elisabeth war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, groß und schön gewachsen. Sie hatte ein Gesicht, das jedem Fremden auffiel, nicht durch seine Schönheit, denn die Züge waren unregelmäßig, und die große Ablernase gab dem

Gesicht einen etwas männlichen Ausdruck. Dieser wurde jedoch gemildert durch einen unbeschreiblich sanften Zug um den Mund und ein niedliches Grübchen im Kinn. Der Ausdruck der Strenge, welcher durch die dichten Augenbrauen hervorgerufen wurde, ward in etwa verwischt durch die träumerischen, matten Augen, die von großen Augenlidern beschattet waren. Kurz, das ganze Gesicht Elisabeth Siranis zeigte eine Vereinigung von männlicher Kraft und weiblicher Milde, verbunden mit jener Weichheit der Züge, welche in der Regel ein Merkmal großer Geister ist.

Andreas Sirani, welcher nun von seiner Unruhe befreit war, arbeitete an seinem Bilde weiter. Dann und wann rief er seine Tochter herzu und fragte sie nach ihrer Meinung über dies oder jenes; und obgleich sie ihr Urtheil mit kindlicher Einfachheit und Scheu abgab, so befolgte ihr Vater doch meistens ihre Winke und Ratschläge und bewies dadurch, daß er großes Vertrauen in ihr Urtheil setzte.

Zuweilen steigerte sich des Künstlers Aufregung und Unruhe zu einem wahren Ärger, wenn nämlich die Kinder im Nebenzimmer zu sehr lärmten und schrieten. Dann schickte er seine Tochter hinaus, um Ruhe zu gebieten und die Ordnung wieder herzustellen. Doch bald rief er sie wieder zu sich unter dem Vorwande, daß sie bei ihm bleiben müsse, um Farben zu mischen, Stifte zu spitzen &c. Niemals aber bekannte er, daß sie ihm noch unentbehrlicher sei, um ihm treffliche Winke und Ratschläge zu geben, welche nicht nur die Farbenzusammenstellung, sondern das Bild selbst betrafen.

So war Elisabeth denn auch heute wieder ungefähr zwei Stunden bei ihrem Vater gewesen, um ihm zur Hand zu gehen, als ein fremder Herr eintrat. Seine Kleidung ließ ihn als einen kirchlichen Würdenträger erkennen. Er war geschmackvoll und prächtig gekleidet, wie es zu jener Zeit in den italienischen Städten, besonders in Bologna üblich war.

Andreas Sirani empfing den Besucher mit Herzlichkeit und zugleich mit Ehrerbietung.

„Es freut mich sehr“, sagte er, „daß Sie gekommen sind, Signor Malvasia; denn ich wäre nicht zufrieden gewesen, hätte ich mein Bild wegschicken müssen, ohne zuvor Ihr Urtheil über dasselbe zu hören.“

„Sie sind außerordentlich liebenswürdig, Meister Sirani, aber Sie wissen, daß mein Urtheil über Ihre Arbeiten sich stets gleich bleibt.“

Er setzte sich auf den Stuhl, den Elisabeth herbeigerückt hatte, und nachdem er ihr freundschaftlich die Wange gestreichelt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit dem Bilde zu.

„Ich sehe, du liebst das gedämpfte Licht unseres Guido, des Ruhmes von Bologna“, sagte Signor Malvasia. „Dadurch, daß die Sonne durch die roten Vorhänge in dein Zimmer eindringt, überdeckst du alles mit einem sanften, rosigem Schimmer. Doch damit ich das Bild besser betrachten kann, erlaube, daß ich den Vorhang ein wenig zur Seite ziehe.“

Er zog die schweren Falten auseinander, und nun wurde die trauliche Nische sichtbar, wo Elisabeth gesessen hatte. Bleistifte und Skizzen lagen zerstreut umher, und Malvasia hob eines der umherliegenden Papiere vom Boden auf.

„Ist diese wunderschöne Skizze der Madonna dein Werk, Freund Andreas? Warum hast du sie denn nicht benutzt, da sie doch wohl ebenso gut ist, wie das vollendete Bild.“

„O, Signor“, erwiderte der Künstler mit enttäuschem Blick, „es ist nicht meine Arbeit, sondern eine von des Kindes Zeichnungen. — Elisabeth“, wandte er sich dann an diese, „du könntest übrigens deine Zeit besser anwenden; geh und hilf deiner Mutter!“

„Warte noch einen Augenblick, mein Kind!“ sagte Malvasia, „hast du dies wirklich gezeichnet?“

„Ja, Signor“, antwortete das verlegen errötende Kind.

„Andreas“, fuhr Malvasia fort, „warum bildest du deine Tochter nicht im Malen aus, damit sie eine Künstlerin wird, gleich wie du?“

„Wärest du nicht gern eine Künstlerin, mein Kind?“ wandte er sich nun an Elisabeth.

Diese antwortete nicht, aber ihre Augen leuchteten, und ihre Lippen bebten. Andreas schnitt ihr jede Antwort ab mit den Worten: „Frauen können nie Maler sein.“

„Wie kannst du so sprechen, Andreas! Hast du Lavinia Fontana, Antonia Pinelli und unsere berühmte Properzia vergessen?“

„Stellen Sie doch Madame de Rossi nicht als ein Beispiel für mein Kind auf! Übrigens hat Elisabeth gar keine Lust, Malerin zu werden“, sagte Andreas.

Schüchtern ging Elisabeth bei diesen Worten auf ihren Vater zu, legte ihre gefalteten Hände auf seinen Arm, sah ihn bittend an mit ihren unschuldigen Augen und sagte: „O, lieber Vater, ich wünsche es so sehr, ich sehne mich danach. Bitte, lehre mich so malen, wie du es kannst!“

Der Künstler ward bewegt und willigte nach kurzem Zögern ein. Von dieser Stunde an erlaubte er seiner Tochter, offen ihre Studien zu verfolgen, obgleich er ihr nur sehr wenig Anleitung gab. Es schien eine gewisse Eifersucht im Herzen des Malers zu herrschen, und es wollte ihm nicht gefallen, daß ein junges Mädchen fast von selbst eine Fertigkeit in der Malkunst besitze, wozu er viele lange Jahre nötig gehabt hatte. Andreas erkannte eben nicht den Unterschied zwischen natürlichem, angeborenem Talent und jener Kunst, welche ein Erzeugnis langjährigen Studiums, anhaltender Übung ist.

Wir beschreiben in Elisabeth Sirani durchaus nicht ein Ideal, das niemals existiert hat, sondern ihr Name ist bekannt unter den Künstlern Bolognas, und mit Ehrfurcht nennen diese ihn.

Elisabeths Jugend schwand dahin, und mehr und mehr widmete sie sich der geliebten Kunst. Sie bemerkte wohl, daß ihr Vater eine schlechtverhehlte Mißstimmung an den Tag legte, wenn er sie an ihrer Staffelei sitzen sah; überdies war er so sehr gewöhnt, daß sie ihm zur Hand ging in den kleinen Arbeiten, als da sind Farben mischen, Paletten reinigen usw., daß er es nicht sehen konnte, wenn sie sich anders beschäftigte.

Aber Elisabeth wußte Rat. Jeden Tag stand sie beim ersten Morgengrauen schon auf und malte mit unermüdlicher Beharrlichkeit bis zu der Stunde, da Andreas ihre Gegenwart wünschte. Schweigend und geduldig verrichtete sie dann die gewohnte Beschäftigung, ging ihrem Vater zur Hand, widmete ihm ihre ganze Aufmerksamkeit, besorgte die häuslichen Obliegenheiten oder trieb Musik, welche neben dem Malen ihre Lieblingsbeschäftigung war. Vor der Welt war sie stets die einfache Elisabeth, die Tochter des Malers Sirani. Durch nichts unterschied sie sich von ihren jüngern Schwestern Barbara und Anna oder von ihren Gefährtinnen unter den Bologneser Mädchen. Niemand kannte ihr verborgenes Talent als ihr Vater, der es aber nicht anerkennen wollte, und ihr wohlmeinender Freund, Signor Malvasia.

Als Elisabeth ihr sechzehntes Lebensjahr erreicht hatte, trat eine Veränderung im Leben des Künstlers und seiner Tochter ein. Andreas Sirani wurde von einer schleichenden, schmerzlichen Krankheit befallen, welche alle seine Glieder allmählich verkrüppelte, so daß ihm die Ausübung seiner Kunst von Tag zu Tag schwerer wurde, bis es ihm zuletzt unmöglich war, Bleistift und Pinsel zu handhaben. Vergeltens rieb Elisabeth Tag für Tag seine steifen Hände mit ihren weichen Fingern ein; sie waren nicht mehr tauglich zur Arbeit. — Aller Lebensmut verließ den verzweifelnden Künstler, stand es doch nicht mehr in seiner Macht, seine Ideen in die Wirklichkeit zu versetzen.

„Alles ist vergebens“, rief er eines Tages, als der Pinsel seiner Hand entfiel, „alles vergebens; ich werde niemals mehr malen können!“

Mit schmerzlichem Blick betrachtete er seine kraftlosen Hände, und Tränen rollten über die Wangen des starken Mannes. Elisabeth, tief bewegt, weinte ebenfalls. Sie schlang ihre Arme um des Vaters Hals und versuchte, ihn mit milden Worten zu trösten.

„Mache mir keine eitlen Hoffnungen, mein Kind!“ antwortete er traurig; „ich weiß, daß meine Krankheit unheilbar ist. Ich bin kein Künstler mehr. Mutter der Barmherzigkeit, wie soll ich Brot verdienen für meine Kinder?“

Elisabeths Wangen färbten sich mit glühendem Rot, ihre Augen leuchteten, leise Worte entflohen ihren Lippen, aber dennoch hielt sie inne; denn sie gedachte des Schmerzes, den sie ihrem Vater verursachen würde, wenn sie ihm ihre Absicht kund tat.

Plötzlich ging es wie Freudenleuchten über ihr Gesicht, und schüchtern sprach sie: „Vater, du weißt, daß ich vier Jahre hindurch deine Schülerin war. In dieser Zeit, so denke ich, habe ich genug gelernt, um durch Malen etwas zu verdienen. Willst du es mich versuchen lassen?“

Andreas schüttelte das Haupt. „Unmöglich“, sagte er, „du bist noch nicht 19 Jahre alt und willst an meiner Statt malen, obschon ich doch seit mehr als zwanzig Jahren Maler bin, meine Studienzeit abgerechnet? Aber“, fügte er kleinlaut hinzu, „ich habe deine Arbeiten lange nicht mehr gesehen, bringe sie her zu mir!“

Hocherfreut ging Elisabeth von dannen, denn ihr weibliches Zartgefühl, welches die rechten Worte gefunden hatte, um den Vater nicht zu verletzen, hatte doch den Sieg davongetragen. Schnell breitete sie dann vor ihrem erstaunten Vater ein Madonnenbild aus, welches so vollkommen war, daß der Künstler mit einem Male das Talent seiner Tochter

erkannte. Es war unnütz, Eifersucht zu nähren; denn ach, von Rivalität zwischen den beiden konnte nun keine Rede mehr sein!

Er küßte Elisabeths Stirn und bat die seligste Jungfrau, deren süßes Antlitz sie so wunderbar gezeichnet hatte, sein gutes Kind zu segnen.

Elisabeth war wirklich eine hochbegabte Malerin. Obgleich sie erst neunzehn Jahre alt war, wurde sie durch ihr erstes Bild der Ruhm und Glanz ihrer Vaterstadt. Es stellte die Kirchenpatrone ihrer Vaterstadt, Ignatius von Loyola und Franziskus Xaverius dar. Der Käufer war der Graf Spada, und die Summe, welche Elisabeth dafür erhielt, war so groß, daß das Bewußtsein, die Zukunft gehöre ihr, ihr einen Ruf des Entzückens und der Freude entlockte. Ihre kleinen Geschwister lachten und jauchzten beim Anblick der Börse mit Gold; ihre junge Gefährtin und Freundin Ginevra Cantofoli flüsterte ihr ins Ohr, wie viele herrliche Schmuckstücken sie sich für das Geld kaufen könne.

Elisabeth aber ging geradeswegs in das Zimmer ihres Vaters und legte die ersten Früchte ihres Talentes und ihres Fleißes auf sein Bett.

„Lieber Vater“, sagte sie in bescheidener Demut, „sieh, all' dies Gold haben wir für mein Bild bekommen.“

„Du sagst wir, Elisabeth“, antwortete der Künstler. „Warum nicht ich? Dieses Geld gehört doch dir.“

„Nicht so, lieber Vater“, sagte das junge Mädchen, „alles, was ich gelernt habe, verdanke ich dir. Ich bin nur deine Hand und arbeite anstatt deiner, bis es Gott gefällt, dich wieder herzustellen. Deshalb soll auch dies Geld, wie ehemals dein Verdienst, zum Allgemeinwohl der ganzen Familie verwendet werden.“

Zwei dicke Tränen stahlen sich aus den geschlossenen Augen des Künstlers, aber er sagte kein Wort. Vielleicht machte Elisabeths liebevolle Täuschung im Verein mit seiner

Eitelkeit ihn glauben, daß der Tochter selbstlose Gaben nur eine gerechte Entschädigung für seinen Unterricht und seine Belehrungen wären. Er erhob keinen Widerspruch, und in Zukunft war Elisabeths Verdienst dafür bestimmt, Mangel und Entbehrung von der Familie fern zu halten.

Tag und Nacht arbeitete die junge Bologneserin an ihrer Staffelei. Aber sie tat es mit Freuden, denn sie besaß jene wahre Hingebung an die Kunst und jene Begeisterung, welche, unabhängig von jedem weltlichen Erfolg, den schönsten Lohn in sich selbst findet.

Elisabeth erregte bald die Aufmerksamkeit der Kenner ihrer Vaterstadt, welche mit Bewunderung zu einem Mädchen emporzahen, welches, noch nicht 20 Jahre alt, mit Leichtigkeit Arbeiten ausführte, die sich mit denen der berühmtesten Künstler messen konnten, ja dieselben noch übertrafen. Sie malte mit unglaublicher Schnelligkeit; ihre dünnen Finger schienen gleichsam mit dem Pinsel zu spielen, und das Bild entstand wie durch Zauberkraft. Die Zahl der Bilder, welche sie jährlich lieferte, war geradezu erstaunlich.

Elisabeth hatte aber auch den stärksten Sporn zu unermüdlicher Arbeit — sie arbeitete für das tägliche Brot jener, welche ihr am teuersten waren auf Erden, und welche nur durch sie vor Mangel und Elend bewahrt blieben.

Bei all ihren Erfolgen jedoch blieb Elisabeth einfach, bescheiden und ungeblendet von Lob und Lohn. Adelige und Künstler eilten zu ihr; Kirchen, nah und fern, waren mit ihren Bildern geschmückt; Könige und Königinnen ehrten sie mit ihrer Anerkennung. Elisabeth aber verließ ihr bescheidenes Heim nicht, blieb einfach und demütig, pflegte ihren kranken Vater, half ihrer Mutter im Haushalte, unterstützte ihre kleineren Geschwister und belebte das ganze Haus mit ihrem unschuldigen, frohen Gemüthe.

Nach der Sitte der damaligen Zeit hatte Andreas Sirani eine Schule junger Künstler gebildet, welche sich von ihm

unterrichten ließen und ihrem Meister in der Malkunst nachzuahmen suchten. Unter diesen befand sich auch Elisabeths Freundin, Ginevra Cantofoli. Schon seit frühester Jugend hatte zwischen den beiden Mädchen eine freundschaftliche Rivalität bestanden, welche jedoch mit dem zunehmenden Ruhm Elisabeths ernster geworden war. Jeder neue Triumph der Tochter Siranis versetzte dem Herzen Ginevras einen Stoß, bis zuletzt die ganze Leidenschaftlichkeit der Südländer in ihr zum Ausbruch kam, und eine niedere Eifersucht an die Stelle der früheren Liebe zu der Jugendfreundin trat.

Jedes freundliche Wort Elisabeths erbitterte Ginevra noch mehr, und das war um so schlimmer, als sie es heimlichte und so die verderbliche Leidenschaft immer mehr in ihrem Innern nährte. Wenn Elisabeth zuweilen aus zärtlicher Freundschaft ihre junge Nebenbuhlerin lobte und ermutigte oder mit einigen geschickten Strichen ihre Bilder verbesserte, so wurde dadurch der Neid und die Eifersucht der jungen stolzen Italienerin nur noch mehr genährt. Selbst ihre Schönheit — und Ginevra war sehr schön — achtete sie für nichts im Vergleich mit derjenigen Elisabeths.

Von allem diesem hatte des Künstlers Tochter keine Ahnung. Still und zufrieden, nicht gequält von den wilden Leidenschaften Ginevras, ging sie auf dem einmal betretenen Wege weiter und versenkte sich immer mehr in das Studium der geliebten Kunst. Nur selten nahm sie an den Vergnügungen der Bologneser Damen teil; ihre einzige Erholung war die Musik.

An jenen herrlichen Sommerabenden, wie nur Italien sie kennt, nahm sie ihre Harfe zur Hand, und stundenlang entlockte sie derselben die lieblichsten Töne. Ihre schöne, unschuldige Seele klang wieder aus diesen wunderbaren Weisen, und wie ein überirdisches Wesen saß sie dann da mit verklärtem Angesicht und leuchtenden Augen.

Als sie eines Abends wieder spielte, trat Signor Mal-

vassia ein. Er ging an das Bett des Künstlers, welcher von seinem Lager aus die scheidende Sonne betrachtete. Von Zeit zu Zeit schweifte sein müder Blick hinüber zu seiner Tochter, die sich über ihre Harfe lehnte und derselben liebliche Töne entlockte.

Der Ausdruck ihres Gesichtes, der eigentümliche Zug um ihren Mund war so lieblich wie immer, und wenn sie sang, so strahlte ihr Angesicht wie in überirdischer Schönheit.

„Schau sie an“, flüsterte der stolze Vater dem Signor zu, „und sage mir, ist nicht Elisabeth sowohl das schönste Mädchen wie auch die größte Malerin von ganz Bologna?“

Der gute, alte Malvassia lächelte und stimmte bei. „Sie sieht so glücklich aus, als hätte sie eine Ahnung von den guten Nachrichten, die ich bringe“, sagte er.

„Was für Nachrichten? Von den frommen Patres aus Certosa?“ fragte Sirani mit Ungestüm. „Wie, haben sie zu gunsten Elisabeths entschieden?“

„Ja“, sagte Malvassia kurz.

„Elisabeth, mein Kind“, rief der beglückte Vater, dessen Eifersucht in väterlichen Stolz und väterliche Freude übergegangen war, „du bist vom Glück begünstigt. Die frommen Väter von Certosa haben dir die ehrenvolle Aufgabe zugeordnet, ihr Altarbild zu malen.“

Elisabeth sprang auf, schloß bewegt ihren Vater in die Arme, küßte Malvassias Hand und dankte ihm mit schlichten herzlichen Worten.

„Aber, mein liebes Kind“, sagte gutmütig der Signor, „du stehst erst am Anfang der Reise und tust, als ob das Ziel schon erreicht sei. Weißt du auch, was das Bild zum Gegenstande haben soll? Die Taufe unseres Herrn und Heilandes. Hast du eine Ahnung von der Weise, wie du das Bild darzustellen gedenkst?“

„Ich will es Ihnen zeigen, Signor“, sagte Elisabeth. Sie nahm ein Stück Papier, legte es über ihre Knie,

tauchte den Pinsel ein in die sogenannte indische Tinte und entwarf mit unglaublicher Schnelligkeit und Fertigkeit eine Skizze des Bildes.

„Wird es Ihnen so gefallen, Signor“, fragte Elisabeth schüchtern, indem sie ihm die Skizze des Bildes vor Augen hielt, jenes Bildes, welches die Zierde des Klosters von Certosa wurde, und wodurch Elisabeth Siranis Ruhm fest begründet wurde.

Ehe noch der Vater und Malvasia Worte finden konnten, ihr Erstaunen und ihre Bewunderung auszudrücken, trat Ginevra Cantofoli ins Zimmer. Über ihrem Antlitz lag ein Schatten tiefer Traurigkeit, ihre Augen sprühten wilde Blicke, welche von innerlicher Aufregung zeugten. Elisabeth schlang in ihrer Einfalt ihre Arme um den Hals der Freundin und theilte ihr die frohe Nachricht mit; Ginevra aber wich zurück, als hätte eine Viper sie gestochen.

„Dann bist du es“, sagte sie mit bebender Stimme, „die meinen Herzenswunsch vereitelt hat. Ich wandte alles auf, das Altarbild zu malen; aber wie die ganze Stadt, so stellten auch die frommen Patres deine Kunst über die meinige. Ich sehe wohl ein, daß ich dir vor den Augen der Welt niemals gleichkommen werde, und mit diesem Bewußtsein werde ich auch wohl sterben müssen“, fügte sie mit gezwungenem Lächeln bei.

„Warum sagtest du mir das nicht früher, Ginevra?“ fragte Elisabeth liebevoll.

„Weil ich einmal für mich selbst, für meine eigene Person allein denken und handeln wollte. Es ist fehlgeschlagen, und nun will und muß ich es vergessen“, sagte die andere.

Aber Ginevra vergaß es nicht; und je mehr und je größere Triumphe Elisabeths Kunstwerke feierten, um so stärker wurde das Gift der Eifersucht im Herzen Ginevras.

Zu dieser Eifersucht gesellte sich auch noch die Eifersucht der Liebe.

Battista Zani, ein früherer Schüler Siranis und jetzt Ginevras Verlobter, hatte in Parma seine Studien beendet. Er war hübsch und jung, überhaupt mit allen Eigenschaften ausgestattet, welche ihm einer Jungfrau Liebe gewinnen konnten. Kein Wunder also, wenn Ginevra ihren Verlobten vergötterte. Befand sich Battista aber in Elisabeths Nähe, gab er sich ganz dem Zauber hin, den sie auf alle ausübte, die mit ihr in Berührung kamen; es drückten seine Blicke, seine Worte, sein ganzes Benehmen eine gewisse Verehrung aus, und dann wurde Ginevras Herz von Eifersucht zerrissen. Und wenn Battista in seiner Einfalt, nichts Böses ahnend, mit Ginevra über Elisabeths himmlische Schönheit sprach, welche er mit jener Bewunderung betrachtete, die der wahre Künstler für alles Schöne hegt, wenn er ihr Talent, ihren Geist pries, dann wurde Ginevras Seele wie mit Folterwerkzeugen gemartert.

Dazu kam noch, daß Elisabeth ihrerseits für den jungen Maler, dessen außerordentliches Talent zu den schönsten Hoffnungen berechnete, freundschaftliches Interesse, offene Bewunderung an den Tag legte.

In allem diesen sah Ginevra nur Liebesbeweise, denn sie konnte die Möglichkeit nicht begreifen, daß man ihren Battista sehen könne, ohne ihn zu lieben. Und in der That würde dies auch bei manchen anderen Mädchen der Fall gewesen sein, aber bei Elisabeth war es nicht so.

Nachdem der junge Künstler eine Zeitlang in seiner Vaterstadt zugebracht hatte, beschloß er, nach Rom zu gehen.

„Könnte ich doch auch einmal nach Rom, der herrlichen Stadt, gehen!“ rief Elisabeth aus, als Battista kam, um Abschied zu nehmen. „Welcher Genuß wird es sein, alle die Herrlichkeit zu bewundern, die prachtwolle Sixtina zu beschauen, welche ich mir so oft in meinen Träumen ausgemalt habe! O, könnte ich mit nach Rom gehen!“

„Und warum kannst du nicht!“ fragte Battista. „Welche

Freude würde es mir sein, dir alle Sehenswürdigkeiten der heiligen Stadt zu zeigen!" rief er begeistert aus.

Elisabeth lächelte. „Du vergißt meinen Vater, meine Familie; nie könnte ich sie verlassen, selbst nicht, um nach Rom zu gehen.“

„Dann werde ich stets deiner gedenken, Elisabeth; in meinen Gedanken und Gebeten sollst du mich begleiten und Rom besuchen.“

„Sei es so!" sagte Elisabeth lächelnd und reichte ihm ihre Hand hin, welche er mit Ehrfurcht küßte. Dann ging er mit Ginevra von dannen.

„Ist diese Elisabeth Sirani nicht ein wahrer Engel?" sagte der Künstler zu seiner Verlobten. „Wie göttlich spricht sie mit mir, einem armen Künstler. Aber wenn ich sie wieder sehe, werde ich ihrer Güte und Liebenswürdigkeit werter sein. Denkst du nicht auch so, meine teure Ginevra?"

„Ja", antwortete diese mit zitternder Stimme, während ein schrecklicher Gedanke ihr Herz durchfuhr. Ihre Augen funkelten, krampfhaft ballten sich ihre Hände, aber Battista sah es nicht. Er war noch ganz versenkt in die Träume zukünftigen Glückes und Ruhmes, welche, ach! so oft zergehen wie ein liches Wölkchen am Morgen. —

„Signora Elisabeth wünscht ihren Gewürztrank", sagte die alte Wärterin eines Tages, als sie aus dem Atelier kam. „Bereite ihn schnell, Benedetta!"

Benedetta, ein junges Landmädchen, das von Elisabeth unterrichtet worden war, und das seine Herrin mit rührender Zärtlichkeit liebte, beeilte sich, deren Wunsch nachzukommen.

„Aber du törichtes Kind", sagte die alte Wärterin, „du schüttest zuviel Zimmt hinein.“

„Es ist kein Zimmt, gute Mutter, sondern ein anderes Gewürz. Die Frau, welche es mir gab, sagte, daß es der Dame gut tun werde, und ich sollte ihr nur jeden Tag davon geben. Und sie hatte recht; denn niemals leuchteten die Augen der Signora so hell und klar wie gestern.“

Das junge Mädchen brachte ihrer Herrin ihr Lieblingsgetränk, bestehend aus Zucker, Zimmt und Wasser. Während sie trank, beobachtete Benedetta sie mit zärtlichem Blick. Wer von beiden hätte geahnt, daß der Trank ein Giftrank, ein Lodestrank war?

Nach einigen Stunden wurde Elisabeth von einem plötzlichen Unwohlsein befallen. Ihre Angehörigen achteten nicht weiter darauf, aber sie selbst fühlte eine solche Mattigkeit in allen Gliedern und einen solch überwältigenden Schmerz, daß es ihr wie ein Ahnen des Todes deuchte. Sie ließ Genevra zu sich bitten, und als diese gekommen war, sprach sie mit feierlichem Ernst von ihrer frühern Freundschaft, von der geliebten Kunst, der sie beide huldigten, von Ginevras Zukunft, ihrem Geliebten und Verlobten.

Da glitt ein Schatten von wildem Haß und verzweifeln dem Kummer über Ginevras Gesicht, aber Elisabeth fuhr fort: „Ich habe dich, Ginevra, sowie deinen Battista stets herzlich geliebt, und wenn ich wieder gesund bin —“

„Du wirst sterben, bald sterben“, unterbrach Ginevra sie. „Du hast mir stets Unheil gebracht, hast mir mein junges Leben verbittert, warst meine Nebenbuhlerin in allem, in der Kunst, ja selbst in der Liebe. Ich, ich habe dich vergiftet, Elisabeth!“

Ein Schauder erschütterte die schwächliche Gestalt, aber Elisabeth zitterte nicht vor dem Tode; tiefes Weh, nicht Schrecken erfüllte sie, als sie Ginevra so sprechen hörte. Ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebet; dann warf sie Ginevra einen tieftraurigen Blick zu und sagte: „Du hast dich getäuscht, Ginevra; ich habe nie einen Mann geliebt. Mein Leben war nur Gott und der Kunst geweiht. Dein Battista war mir Freund, ich ihm Freundin, denn unsere Gedanken und Gefühle begegneten sich in der Kunst, aber er liebte nur dich.“

Von Gewissensbissen gepeinigt, warf Ginevra sich zu

Elisabeths Füßen nieder und flehte das Opfer ihrer Eifersucht um Verzeihung an.

„Alage mich an!“ rief sie. „Dein Tod wird langsam herannahen. Töte mich, damit ich vor dir sterbe.“

„Nicht so“, entgegnete Elisabeth mit schwacher Stimme; „das Geheimnis bleibt unter uns, und niemand soll es je erfahren. Selbst mein Vater soll niemals wissen, daß sein Kind vergiftet worden ist. Möge Gott dir vergeben, Ginevra, wie ich es tue; lebe glücklich und lange mit deinem Battista!“

„Es ist zu spät“, rief Ginevra, „Battista ist tot.“

Es war wirklich so. Battista Zani starb bald nach seiner Ankunft in Rom und hinterließ nur das Andenken an ein Talent, welches viel versprach, aber welches in seiner schönsten Blüte dahingerafft wurde. Nur der Name, der in den alten Chroniken verzeichnet steht, ist alles, was der Nachwelt übrig geblieben ist von Battista Zani.

Elisabeth Sirani starb in ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahr als ein Opfer des Hasses ihrer Freundin und Nebenbuhlerin. Schrecklich und geheimnisvoll war ihr Ende. Manche Vermutung, manch unbestimmter Verdacht wurde laut; theils kamen sie dem wahren Sachverhalt nahe, theils widersprachen sie demselben.

Unter großem Gepränge wurde die Leiche der beliebten und gefeierten Künstlerin im Grabe Guido Renis beigesetzt. Picinardi, der berühmte Redner, hielt eine erschütternde Leichenpredigt an ihrem frühen Grabe; Trauerklänge durchtönten die Hallen der Dominikuskirche, und die ganze Stadt beklagte den Ruhm und den Stolz Bolognas.

Dichter widmeten ihre Elegien, Bildhauer schmückten ihr prachtvolles Denkmal, und im Hause ihres Vaters wurde ihr Andenken geehrt, wie das einer Heiligen. Feierliche Stimmung bemächtigte sich eines jeden, wenn man von ihrem Geist, ihrem Talent und doch wieder von ihrer Bescheiden-

heit und Demut sprach; wenn man ihre Schönheit pries, welche die ihr eigentümliche Würde noch lieblicher machte, und die sie dennoch für nichts achtete; wenn man ihr kindliches Gemüt, ihr unschuldiges Herz pries, welches sich stets himmelwärts wandte, als ob es geahnt hätte, daß dort sein baldiges Ziel sei.

So lebte Elisabeth Sirani fort im Herzen aller derer, die sie gekannt und geliebt. Andreas Sirani überlebte seine Tochter noch viele Jahre. Seine zwei jüngeren Kinder, Barbara und Anna, traten in die Fußtapfen ihrer Schwester und wurden ebenfalls berühmte Malerinnen.

Von Ginevra Cantosoli weiß die Chronik nichts zu berichten, als daß sie lebte und starb.

